



AKO-Tagung vom 2. November 2018 auf dem Gurten

«Smart City Bern intelligent vernetzt»

Podiumsdiskussion: Wie kann die Digitalisierung zur Vernetzung der Region Bern beitragen?

Teilnehmende: Prof. Edy Portmann, Universität Fribourg, Human-IST Institute
Prof. Reinhard Riedl, Leiter Zentrum Digital Society BFH
Stefan Grötzinger, Projektleiter Smart-City-Strategie Stadt Wil
Alec von Graffenried, Stadtpräsident Bern

Moderation: Lisa Stalder, Journalistin

Lisa Stalder: Ich heisse Sie herzlich willkommen auf dem Gurten. Obschon der Ausblick derzeit etwas getrübt ist, werden wir gemeinsam einen Blick in die Zukunft werfen; etliche Szenarien wurden ja bereits in den Referaten entworfen. Ich hatte mich im Vorfeld auf diese Podiumsdiskussion vorbereitet, muss aber zugeben, dass ich mir beim Zuhören – vor allem beim Referat von Edy Portmann – reichlich naiv vorkam. Wir werden verschiedene Fragen klären und anhand konkreter Beispiele die Auswirkungen auf die Region Bern erörtern. «Smart Region» muss nicht zwingend selbstfahrende Autos, autonome Logistikzentren, Staudetektoren, smarte Vermessung des öffentlichen Raums für eine optimale Stadtentwicklung, Energy-Clouds, die den Energieverbrauch überwachen und steuern, oder das Zurücksetzen der eigenen Identität bedeuten. Ich habe in meiner Naivität gegoogelt, was «Smart City» bedeutet, – dass ich mich für dieses Thema interessiere, weiss Google jetzt natürlich auch. Wer diesen Begriff recherchiert, stösst z.B. auf Bill Gates, der plant, in der Wüste von Arizona eine Smart City für 180 000 Einwohnerinnen und Einwohner zu bauen. Bern ist schon gebaut und die Digitalisierung macht auch vor Bern nicht halt. Wir wollen uns überlegen, in welchen Bereichen eine engere Vernetzung sinnvoll ist. Ich möchte folgendes von den Podiumsteilnehmern wissen: Welche technischen Lösungen sind sinnvoll? Inwiefern ist die Partizipation wichtig? Gibt es Situationen, in denen man die Bevölkerung nicht ins Boot holen muss, damit ein bestimmtes Projekt schneller realisiert werden kann? Wo lauern mögliche Gefahren und wie geht man mit den bestehenden Ängsten um? Wir steigen jedoch mit einer persönlichen Frage in die Diskussion ein: Das heutige Podium steht im Zeichen der Digitalisierung – wie digital sind Sie unterwegs, respektive, gibt es Momente, in denen Sie nicht digital unterwegs sind?

Edy Portmann: Ich bin extrem digital, weil ich alles Neue erleben und die Zukunft erforschen will. Ich probiere alles aus, was meine Doktoranden bzw. mein Team entwickeln. Ich gehöre zu denen, die immer die neusten Gadgets ausprobieren wollen. Je nachdem kann ich sie aber auch beiseitelegen, wenn sie mir nichts bringen. Ab und zu gehe ich zur Massage; meine Masseurin hat mir einen digitalen Detox empfohlen, weil ich gestresst wirke. Mich stresst es, wenn ich die Diskrepanz zwischen lernfähigen Maschinen und der Art und Weise, wie wir Menschen uns weiterentwickeln, sehe. Ich als Mensch, der mit Forschern zusammenarbeitet, erkenne, dass in dieser Sache etwas unternommen werden muss, zum Nutzen der Gesellschaft, und

zwar schneller, als es momentan der Fall ist. Ich habe einige Rezepte parat. Um aber auf ihre Frage zurückzukommen: In Momenten, in denen ich mich z.B. im Wald aufhalte und für mich versuche, auf meine innere Stimme zu hören, bin ich nicht digital unterwegs.

Alec von Graffenried: Gehen Sie denn ohne Handy in den Wald?

Edy Portmann: Meistens ist das Handy dabei, vor allem, wenn ich einen Anruf erwarte. Aber es tut gut, mehr auf sich selbst zu hören, das muss man lernen. Für mich ist es schwieriger als für meine Studenten. Meine Studenten schaffen es besser, in gewissen Momenten nicht digital vernetzt zu sein. Dies überrascht einen, aber ich sehe, dass meine Studenten einen guten Umgang mit den digitalen Medien erlernt haben. Mir als Immigrant fällt dies schwerer.

Lisa Stalder: Herr von Graffenried, sind Sie auch ab und zu ohne Handy unterwegs?

Alec von Graffenried: Ich bin unterwegs wie die meisten Leute und schwimme im Mainstream mit, das heisst, ich bemerke nicht, wie stark ich digital abhängig bin. Aber während der Ferien war es ganz anders: Ich hatte im Vorfeld angekündigt, dass ich eine Woche lang offline sein werde. Ich war mit der Familie in der marokkanischen Wüste unterwegs und natürlich offline. Meine Kinder hatten mehr Mühe damit als ich. Als ich 1990 meine Ausbildung abschloss, war die Welt noch anders: Im Anwaltsbüro, in dem ich arbeitete, gab es Schreibautomaten, keine PCs. Mein erstes Handy hatte ich erst ab 1997. 1993 bekam ich zum ersten Mal ein Handy zu Gesicht, das sehr gross war und in einem kleinen Koffer mitgetragen werden musste. Später bin ich irgendwie in die Entwicklung reingerutscht. Ähnlich verhält es sich mit der digitalen Entwicklung der Region Bern: Sie ist nicht sehr disruptiv verlaufen, aber sie hat früh eingesetzt. Entsprechend sind wir ziemlich weit fortgeschritten, ohne dass es eine Digitalstrategie gibt. Aber so läuft es: Wir machen einfach, ohne vorher gross zu theoretisieren.

Lisa Stalder: Herr Riedl, sind Sie zwischendurch auch nicht-digital unterwegs?

Reinhard Riedl: Ich bin ganz wenig digital unterwegs. Natürlich arbeite ich an allen Orten, an denen ich bin, wenn ich denn arbeiten will. Digitale Zusammenarbeit ist eine Selbstverständlichkeit. Digitale Werkzeuge im Kontext von Big Data zu nutzen, ist eine Selbstverständlichkeit, wenn man das braucht. An sich bin ich gegenüber neuen digitalen Entwicklungen sehr distanziert, deswegen hat mich das Team früher in die Spielhalle geschickt, damit ich mir die aktuellen Multimedia-Spiele anschauen. Mich interessieren die Dinge ab dem Zeitpunkt, an dem ich mit ihnen arbeite. Als ich 1995 anfing, Theaterkritiken auf dem Web zu veröffentlichen, kam ich dem Trend zu Blogs etwa zehn Jahre zuvor, davor hatte ich ca. 30 bis 40 E-Mail-Abonnenten für meine Theaterkritiken. Ich arbeitete damals noch am mathematischen Institut der Universität Zürich. Als ich zur Informatik wechselte, war es ein logischer Schritt, online zu gehen. Aber es war vor allem eine gute Möglichkeit, viele Leute zu erreichen, und zwar sehr konkret im Rahmen meiner Arbeit, also nicht für meine privaten Vergnügungen.

Lisa Stalder: Herr Grötzinger, Sie konnte man schon im Fernsehen sehen, denn Sie wurden von einer Kamera begleitet, als sie ohne Handy waren. Gibt es viele handyfreie Momente in Ihrem Leben?

Stefan Grötzinger: Das war ein Wochenende lang der Fall. Ich hatte bei einem Wettbewerb die Teilnahme an einem Digital-Detox-Camp gewonnen. Unsere Gruppe wurde vom Schweizer Fernsehen begleitet. Es war eine spannende Erfahrung, das Handy für einige Tage beiseite zu legen und sich bewusst mit sich selbst und mit der Gruppe auseinanderzusetzen. Derartige

Angebote erfreuen sich zunehmender Beliebtheit. Es gibt bereits etliche Hotels, in denen man das Handy abgeben muss. Ich habe diese Erfahrung nicht bewusst gesucht, sondern bei einem Wettbewerb gewonnen. Ich bin kein «Digital Native», der schon in der Schule gelernt hat, wie man mit dem Handy umgehen soll. Ich lege mein Handy selten beiseite. Wenn ich auf Reisen an einem Ort bin, an dem es kein Netz gibt, geniesse ich diesen Zustand jedoch. Heute Morgen am Bahnhof Bern hat es sich aber einmal mehr bewährt, dass ich vernetzt bin, als mich eine ältere Dame fragte, wie sie nach Zollikofen gelangen könne, weil sie mit den von den SBB zur Verfügung gestellten Anzeigetafeln nicht zurechtkam. Ich konnte ihr dank meinem iPhone und Google weiterhelfen.

Lisa Stalder: War Ihnen bewusst, welchen Preis man bei diesem Wettbewerb gewinnen konnte? Andere Leute würden wahrscheinlich gar nicht teilnehmen, wenn sie wüssten, dass sie drei Tage lang auf ihr Handy verzichten müssten.

Stefan Grötzinger: Der Preis war als «vier Tage Luxusferien» bezeichnet.

Lisa Stalder: Als der Begriff «Smart City» in den letzten Jahren immer mehr auftauchte, hatte man zunächst den Eindruck, dass es sich dabei um eine Modeerscheinung handelt, die bald wieder vorbeigeht. Nachdem ich heute Ihre Referate gehört habe, scheint mir, dass diejenigen, welche noch nicht auf den Zug aufgesprungen sind, endgültig verloren sind. Oder verhält es sich so, dass es zuerst ein paar Trendsetter braucht, während die breite Masse erst später, wenn sich erwiesen hat, dass die Sache funktioniert, auf den Zug aufspringen wird?

Edy Portmann: Smart Cities sind keine kurzzeitige Erscheinung. Ob der Term «Smart City» bestehen bleibt, weiss ich nicht. Ich glaube mehr daran, dass wir von kognitiven Theorien reden werden, die soziotechnische Systeme adressieren.

Alec von Graffenried: Aber das versteht niemand, der Begriff «Smart City» ist für jedermann verständlich.

Edy Portmann: Ich weiss nicht, ob die Leute «Smart City» verstehen. Ich habe in meinem Referat bewusst auf eine Definition verzichtet, denn zu diesem Begriff existieren so viele Definitionen, dass ich nicht glaube, dass die Leute wirklich verstehen, was eine smarte Stadt ist. Das Verständnis hängt damit zusammen, dass es für uns, durch das Leben in und mit der Stadt, also allen Government-Stellen usw., erlebbar gemacht wird. Wir werden immer mehr Kognitionstheorien benutzen, um die Symbiose zwischen Menschen und Technik zu befeuern. Diese Entwicklungen werden mehr durch Psychologie und Neurosciences gefördert werden als durch die technischen Disziplinen, wie es momentan noch der Fall ist. Zur Begriffsgeschichte: Der Term «Smart City» wurde Ende der 90er-Jahre von IBM, Cisco Systems etc. kreiert, um den Städten die neusten technischen Gadgets zu verkaufen. Das reicht aber nicht aus, um von einer Smart City zu sprechen zu. Der Begriff ist schwer zu fassen, aber das Phänomen dahinter ist bestimmt nicht nur eine Modeerscheinung; die digitale Transformation ist dauerhaft.

Lisa Stalder: Braucht es eine Gruppe von Trendsettern, denen die anderen folgen? Kann man später noch auf den Zug aufspringen oder wird er eines Tages einfach abgefahren sein?

Reinhard Riedl: Der Term «Smart City» wird wohl genauso sterben wie «E-Government», der zu «Digital Government» wird. Wir stecken im Smart-City-Bereich noch in einem Entwicklungsstadium; das heisst, es gibt wenig Konkretes, aber einen grossen Hype. Ich habe im Rahmen

einer E-Government-Konferenz in Medina erlebt, dass ein Vertreter eines der genannten Konzerne genau den gleichen Vortrag hielt, wie ich ihn aus der Schweiz schon kannte. Diese Konzerne sind in Medina gleich wie in Zürich aufgetreten. Diese Unterschiedslosigkeit zeigt ihre Distanz zur konkreten Realität der Städte. Es braucht das Vorangehen, damit überhaupt etwas geschieht. Wir diskutieren sehr lange und schaffen eine Menge Grundlagen, bevor schliesslich Ergebnisse herauskommen, die den Menschen – oder zumindest einer Gruppe von Menschen – einen konkreten Nutzen bringen. Ein Grund, weshalb ich die Einladung zu dieser Tagung sehr gerne angenommen habe, ist, dass ich die Möglichkeit bekomme, die Anwesenden davon zu überzeugen, dass es an der Zeit ist, in Projekte zu investieren und die Entwicklung voranzubringen. Wichtig ist auch, dass die Stadt Bern keinen Alleingang wagt, sondern sich mit der Region zusammenschliesst. Die Perspektive des «Wir schaffen einen urbanen Raum» ist zu unterstützen und dadurch zu fördern, dass ein konkretes Projekt nach dem anderen umgesetzt wird, wobei die Projekte klein und fokussiert gehalten werden sollten.

Alec von Graffenried: Ich habe das Gefühl, dass wir vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen und manchmal sogar ein Brett vor dem Kopf haben: Im digitalen Bereich tut sich nämlich so einiges. Ich habe diese Woche an einem Kongress an der ETH Zürich zum Thema «Zukunft der Arbeitswelt» teilgenommen. Man war sich einig, dass die künftigen Entwicklungen nur in gewissen Segmenten der Arbeitswelt disruptiv erfolgen werden, aber im Gesamtbild handelt es sich um kontinuierlich verlaufende Entwicklungen. Die Digitalisierung ist Realität. Die Städte werden Smart Cities bleiben, ungeachtet der Bezeichnung. Wir werden diesen Weg weitergehen und uns weiterentwickeln. Wir sind schon einen weiten Weg gegangen und haben schon sehr vieles realisiert. Im Kanton Bern begann die Entwicklung bereits 1993 mit der neuen Verfassung, nach der das Öffentlichkeitsprinzip gilt. Damit wurde der Geheimniskrämerei ein Ende gesetzt, alles wurde öffentlich. Als dann die Digitalisierung kam, wurden die Daten ins Netz gestellt und es wurden Webauftritte kreiert. Auf dem Internet kann man eine Unmenge an Daten der Stadt Bern finden. Man hat realisiert, dass Gesetze betreffende Daten wohl nicht alle gleichermassen interessieren, und dass noch wesentlichere Datengrundlagen existieren. Also wurde damit begonnen, die Stadt digital zu vermessen und die entsprechenden Daten zur Verfügung zu stellen. Heutzutage können alle möglichen Planwerke der Stadt Bern parzellenscharf im Internet eingesehen werden. Die Geometerpläne sind digital verfügbar. Was gewisse Entwicklungen angeht, bin ich jedoch erstaunt, wie lange es dauert, insbesondere in Bezug auf viele E-Government-Anwendungen. E-Voting ist das Flaggschiff, zu dem momentan eine absurde Diskussion läuft, im Sinne, dass E-Voting ein Sicherheitsproblem sei. Aber Demokratie ist immer ein Sicherheitsproblem, die Kriminalität muss immer bekämpft werden, egal in welcher Form. Wenn jemand die Computersysteme eines Landes oder einer Stadt hackt, ist er ohnehin ein Verbrecher und muss als solcher bekämpft werden. Selbstverständlich werden wir den eingeschlagenen Weg auch beim E-Voting weiterverfolgen. Für mich ist klar, dass E-Voting innerhalb der nächsten fünf bis zehn Jahre flächendeckend eingeführt sein wird, weil es der Zeit entspricht.

Edy Portmann: Es war schon immer so, dass alles gehackt werden kann. Bei den heutigen Möglichkeiten besteht noch viel Luft nach oben, sofern wir uns endlich dafür entscheiden, diesen Weg zu gehen und akzeptieren, dass im Leben nichts hundertprozentig sicher ist. Die Leute, die nach Nulltoleranz schreien, fordern bei mir die Frage heraus, ob sie denn nie sterben, keine Probleme haben und nie Fehler machen. Nulltoleranz führt zu Stillstand und bringt uns nicht weiter. Es gibt neue Modelle, die man umsetzen kann.

Alec von Graffenried: Diesen Weg müssen wir unbedingt gehen. Vielleicht werden wir in Zukunft nicht mehr nur alle drei Monate abstimmen. Vielleicht wird es ganz neue und weitreichende Formen der Partizipation geben. Wir müssen die Möglichkeiten nutzen und uns die Sache nicht

miesmachen lassen. Die Leute, die von absoluter Sicherheit träumen, sollten einmal ein Altersheim besuchen, um zu beobachten, wie die Abstimmungszettel der Bewohnerinnen und Bewohner ausgefüllt werden – da ist von Sicherheit und Verlässlichkeit nicht viel zu sehen. Wo es Regeln gibt, gibt es auch Regelverletzungen und Missbrauch, aber dagegen muss man vorgehen.

Lisa Stalder: Herr Grötzinger, Sie haben in Wil erfolgreich ein Projekt realisiert. Vorhin wurde gesagt, man müsse klein anfangen und ein Projekt nach dem anderen umsetzen. Teilen Sie diese Meinung? Ist dies der Weg, den man gehen muss oder gibt es noch andere Möglichkeiten?

Stefan Grötzinger: Verschiedene Wege führen zum Ziel. Bern und viele andere Städte sind bereits sehr smart unterwegs. Der Vorteil und die Chancen einer Smart City liegen darin, das in vielen Städten noch herrschende Silodenken zu überwinden. Der Smart-City-Ansatz verfolgt das Ziel, die Silomauern einzureissen, um Projekte schneller voranzubringen und die Vernetzung in der Verwaltung zu verbessern. In diesem Bereich erkenne ich für die Stadt Wil die nächste Chance, um unsere Stadt weiterzubringen.

Lisa Stalder: Kommen wir nun auf Bern zu sprechen. In der Pause wurde über Publibike, das Projekt «Sunraising» oder über Sensoren diskutiert, die registrieren, wo der Boden gefriert, und Velofahrende und zu Fuss Gehende vor Vereisungsgefahren warnen. Bern ist tatsächlich relativ weit. Letzte Woche erhielt die Stadt Bern von Avenir Suisse eine Auszeichnung als «Liberale Smart City». Alec von Graffenried, offenbar ist man in Bern weit fortgeschritten, obschon nicht viel darüber geredet wird?

Alec von Graffenried: Es wird darüber geredet, aber das wird vielleicht nicht wahrgenommen. Publibike ist ein gutes Beispiel: Alle kennen die landläufige Meinung, dass Publibike ein kompletter Unsinn sei und dass die Verantwortlichen komplette Versager seien, weil sie ein dermassen schlechtes System eingeführt haben. Aber die Experten an der Tagung in Zürich sagen klar, dass im Sinne der Smart City der intermodale Verkehr eingeführt und mit Modellen der Sharing Economy gekoppelt werden muss. – Genau das macht Publibike! Im Gegensatz zu Zürich ist Publibike in Bern ein Teil des Gesamtverkehrssystems. Die Velos sind flächendeckend verteilt. Publibike soll einen Impact auf das Gesamtverkehrssystem zeitigen, es ist ein Sharing-Modell. Nach ein paar Kinderkrankheiten ist dieses System noch sehr neu. Wir sind gespannt, wie sich das Nutzerverhalten durch Publibike verändern wird. In unserer Familie bin ich, gemeinsam mit meinen Kindern, für die Veloreparaturen verantwortlich. Fast jedes Wochenende gibt es irgendein Problem, sei es mit den Pneus, den Bremsen oder den Lichtanlagen. Nun habe ich meinen Kindern vorgeschlagen, ihnen ein Publibike-Abonnement zu kaufen. Die nächste Station liegt nah von unserem Zuhause und es wäre ein Leichtes, auf Publibike umzusteigen, also die Velos zu teilen und auf eigene Fahrräder zu verzichten. Publibike ist nur ein Beispiel für eine Anwendung. Wir haben noch andere Konzepte am Start. Avenir Suisse führt regelmässige Städtemonitorings durch. Letzten Mittwoch wurde die Studie «20 Jahre Schweizer Stadtpolitik» herausgegeben. Die Städte wurden auf den Achsen smart, effizient, nachhaltig und urban bewertet. Nach Avenir Suisse bedeutet «smart»: «Gezielte Nutzung von Innovationen und neuen Technologien zur Lösung städtischer Probleme und zur Verbesserung der urbanen Lebensqualität». In Bezug auf das politische System bedeutet dies: «Offenheit gegenüber dem Strukturwandel und Bereitschaft, dafür notwendige politisch-administrative Reformen beherzt umzusetzen. Kompetente Verwaltung und vorausschauender Politikstil, der beispielsweise Fehlentwicklungen frühzeitig erkennt und korrigiert oder Herausforderungen auf

Basis analytischer Grundlagen auf eine strategische Weise angeht, statt in Form von kurzfristigem Aktivismus.» Die Stadt Bern liegt auf dem Vektor «smart» knapp vor Basel auf dem ersten Rang. Nach Avenir Suisse ist Bern also die smarteste Schweizer Stadt. Ich weiss, es gibt verschiedene Rankings; demjenigen von Avenir Suisse kann man zugutehalten, dass es auf wissenschaftlichen Grundlagen aufbaut.

Lisa Stalder: Wie sehen die anderen Teilnehmer das? Ist dieses Ranking ein Gradmesser oder tut es eher nur der Seele gut?

Edy Portmann: Als einer, der seit fünf Jahren dafür kämpft, dass alle Schweizer Städte smart werden und als Forscher, der international lebt, da ich immer noch mit Singapur, mit weiteren Städten in Asien und mit Amerika verbunden bin, stelle ich fest, dass in der Schweiz noch viel Luft nach oben ist. Wir machen es nicht schlechter als andere, aber langsamer. Der Shift zur digitalen Technologie muss schneller als bisher angegangen werden. Ich ging in Bern von Amt zu Amt und musste feststellen, dass in Bern noch einige Silomauern vorhanden sind. Wenn ich bspw. vergleiche, was mit «We Chat» in China alles machbar ist, liegt Bern stark im Rückstand. In Bern muss ich noch sehr oft mit Geld bezahlen. In China muss man nicht einmal an einem Food Stand auf der Strasse mit Bargeld bezahlen. Weltweit geschieht eine Menge. Im internationalen Vergleich täuscht unser Gefühl, dass wir doch ganz gut dabei sind. Das hat auch Reinhard Riedl angesprochen: Im Vergleich zu Asien und Amerika muss Europa wirklich den Kopf aus dem Sand ziehen und einen Schritt weitergehen. Bei uns sind alle nötigen Voraussetzungen vorhanden: Wir haben gute Infrastrukturen, die nur noch digitalisiert werden müssen. Wir haben E-Gov und die direkte Demokratie, die wir durch digitale Tools erweitern müssen. Ich glaube stark daran, dass Abstimmungen jederzeit durchgeführt werden können. Ich sehe keinen guten Grund, weswegen man nur viermal im Jahr abstimmen kann. Das blockiert doch die Entwicklungen.

Reinhard Riedl: Zunächst zu Publibike: Dass es am Anfang Probleme geben kann und dass man nicht auf Anhieb alles perfekt auf die Reihe bringt und die nötigen Verbesserungen im Verlauf der nächsten Monate umgesetzt werden müssen, ist der Normalfall. Solche Experimente brauchen ein paar Bearbeitungsrounds, bis sie perfekt funktionieren. Publibike ist sicher ein Beispiel dafür, wie man es machen soll. Zur Studie von Avenir Suisse: Sie gehen mit viel Vernunft ans Werk. In der Realität ist dieses Resultat zwar gut für Berns emotionale Befindlichkeit, aber politisch wirksam ist es für Zürich, weil Zürich dadurch einen Ansporn bekommt. Vorhin wurde das Silodenken in der Verwaltung angesprochen. Man könnte bestimmt ein halbstündiges Cabaret-Programm dazu schreiben, wie es da zu und her geht: Das Staatssekretariat bietet eine fertige Lösung für Identitäts- und Zugriffsmanagement an, das kostenlos zur Verfügung steht und sogar noch Geld abwirft, aber alle wehren ab – das ist die Realität. Oder: Man möchte Unternehmensgründungen online ermöglichen, aber dann beschliesst ein Bundesamt, lediglich zwei Prozesse für dieses Onlineportal zu digitalisieren. Die Vision sieht vor, alle Prozesse digital abzuwickeln, aber als Entschuldigung wird vorgeschoben, es sei unklar, ob alle Prozesse digitalisiert werden könnten. Das ist bizarr, denn alle wissen, dass es machbar ist. Wir müssen zu einem Modus finden, der der Zusammenarbeit förderlich ist, und wir müssen die systemimmanenten Blockaden überwinden. Es kann nicht weitergehen wie bis anhin, in einem Zustand, in dem jeder Kanton und jede Stadt ein eigenes System hat, wodurch die Zusammenarbeit blockiert wird. Digitalisierung heisst auch – das ist eine ganz wichtige Dimension –, dass das autonome Sich-Abgrenzen immer schlechter funktioniert. Aufgrund der vielfältigen Bedürfnisse der Menschen wird es immer notwendiger, dass viele Akteure digital zusammenarbeiten. Diese Perspektiven bleiben auf der Agenda des Kantons und der Stadt Bern stehen. Ich gratu-

liere der Stadt Bern, dass sie im Ranking gewonnen hat, aber man darf sich nicht darauf ausruhen, Zürich für einmal geschlagen zu haben. Man sollte dies vielmehr als Ansporn nehmen, um noch besser zu werden und noch mehr zu verwirklichen.

Edy Portmann: Dazu möchte ich folgendes Beispiel anfügen: Jugendliche in Amsterdam wollten von den «Internet of Things»-Sensoren der dortigen Telekommunikationsfirma Open Data bekommen. Aber die Firma lehnte ihr Anliegen ab. Daraufhin bauten die jungen Leute ein Netzwerk auf, an dem sich alle Bürger beteiligen können, indem sie ihre eigenen Sensoren zur Verfügung stellen. Wozu ist das gut? – Man kann beispielsweise eine App entwickeln, die einem darüber informiert, wie hoch die Konzentration der Birkenpollen ist, so dass die Pollenallergiker wissen, dass es besser ist, nicht im Park joggen zu gehen, weil die Belastung zu hoch ist. Man kann neue Visionen entwickeln. Die betreffende Telco Company hat das Potenzial nicht schnell genug erkannt. Bis sie endlich begriffen hat, dass dies eine gute Sache ist, hatten die Bürger das Ganze bereits organisiert, also eine Bottom-up-Entwicklung realisiert. Das kann auch eine Gefahr darstellen: Wenn es top-down zu langsam geht, den Bürgern das Gewünschte zur Verfügung zu stellen, werden sie selbst aktiv. Ich weiss, dass ich provokativ bin. Meine Studenten bekommen Abstimmungsbroschüren nach Hause geliefert, mit denen sie gar nichts anzufangen wissen. Sie benutzen lieber Videoportale. Meine Studenten lernen nicht anhand von Büchern, sondern schauen sich Lernvideos auf You Tube oder Vimeo an. Die Welt hat sich verändert und die Veränderungen laufen sehr schnell, ja sogar exponentiell ab, so dass die Kluft zwischen den Leuten, die immer älter werden und in der alten Welt feststecken, und den jungen Leuten, die die digitalen Medien beherrschen, immer grösser wird. Meine Kinder benutzen das Smartphone als Erweiterung ihrer selbst. In der Schweiz besteht viel Luft nach oben, man muss auch den jungen Leuten eine Infrastruktur anbieten, das macht Smart Cities aus. Die Jungen machen vielerorts nicht mit, weil sie das Alte nicht verstehen, insofern haben wir die junge Generation abgehängt.

Stefan Grötzinger: Die Geschichte mit Publibike ist eigentlich sehr erfrischend: Dass die Schlösser geknackt werden konnten, machte die Sache in den Augen vieler zum Flop. Aber jetzt sind die Räder wieder unterwegs. Dieser experimentelle Ansatz eines riesigen Players wie der Postauto AG ist ein Türöffner, im Sinne, dass man halt einfach mal machen muss. Dieser spielerische Ansatz ist eine Benchmark, die auch wir verfolgen. Bei Themen, für die sich die Leute noch nicht speziell interessieren, werden die Städte durch ein Ranking bzw. eine Benchmark zum Mitmachen motiviert, was ein toller Effekt der schweizweiten Studie von Avenir Suisse ist. Zum Faktor Mensch und den Blockaden auf der Ebene der Verwaltung: Da spielen Ziellosigkeit und die Angst vor Neuem eine Rolle. Das ist die Ebene Mensch. Wir testeten in der Stadt Wil ein E-Roller-System, das allen Verwaltungsangestellten gratis zur Verfügung gestellt wurde. Die Leute konnten die coolen E-Roller per App ausleihen und so Elektromobilität live erleben, was an sich ein tolles Gefühl ist. Aber bis die Leute ein solches Angebot wahrnehmen, braucht es viel Sensibilisierungsarbeit und man muss ihnen die Angst nehmen. Es gibt viele coole Angebote, aber es braucht Überwindung, sie zu nutzen, weil sie neu sind. Die Asiaten gehen spielerischer an die Sache heran, die europäische Mentalität hat es nicht so mit dem Ausprobieren.

Lisa Stalder: Der Mensch als Bremsselement?

Edy Portmann: Und die Kultur.

Reinhard Riedl: Wir leiden alle unter dem Bremsen. Dies liegt am Zusammenspiel der Faktoren Mensch und institutionelles Setup. Die eigentlichen Innovationen entstehen typischerweise in

den Menschen, die aus der Technologie etwas Neues machen, das im Design ursprünglich noch gar nicht angedacht war. Bei erfolgreichen Ökosystemen wie dem Smartphone-System zeigt sich, dass sie deswegen erfolgreich sind, weil sie Innovation von autonomen Akteuren innerhalb des Systems zulassen und andere zum Mitmachen einladen. Das ist eine Vision, die auch für Smart Cities gilt: Man sollte ein Setup erstellen, welches den Akteuren im Rahmen des Smart-City-Konzepts erlaubt, ihre eigenen Innovationen einzubringen: Egal, ob Unternehmen oder Bürgergruppen, alle können bottom-up, grassrootmässig etwas zur Innovation beitragen. Der Mensch ist zwar ein blockierendes Element, steht aber im Endeffekt auch im Zentrum, wenn es darum geht, sich die neuen Technologien auf innovative Weise anzueignen. Die Menschen blockieren Entwicklungen kurzfristig, aber langfristig schaffen sie mehr, als ursprünglich zu erhoffen war. Dummerweise hat man in der Verwaltung immer das Gefühl, so klappe es nicht.

Edy Portmann: Ich hatte an der TEDx die Gelegenheit, mit der ehemaligen Botschafterin der USA, Suzi LeVine, auf der Bühne zu stehen. Sie warf die Frage auf, was sie als Amerikanerin den Schweizern dazu sagen könne, in welchem Bereich sie sich an den Amerikanern orientieren sollten. – Somit sind wir beim Thema Mensch und Kultur, wobei ich nicht alle Menschen als gleich betrachte, da es eben verschiedene Kulturen gibt. In diesem Punkt werden Sie mir hoffentlich rechtgeben, nachdem Sie das von Suzi LeVine eingebrachte Beispiel gehört haben: Falls jemand in Amerika gescheitert ist, rappelt er sich wieder auf und geht das nächste Projekt an. Einige Positionen bei Google oder Facebook sind ausschliesslich für Personen reserviert, die in ihrem Leben schon einmal gescheitert sind. Wie ist es in der Schweiz? – Ich denke da an einen Schweizer CEO, der – ohne eigenes Verschulden – gescheitert ist. Für ihn wird es sehr schwierig sein, in der Schweiz erneut Fuss zu fassen. Aber er hat im Verlauf des Prozesses des Scheiterns sicherlich etwas gelernt. Er wird die in der Vergangenheit begangenen Fehler in der Kommunikation bestimmt nicht wiederholen. Dieses Beispiel zeigt, dass sich die schweizerische Kultur durch Langsamkeit auszeichnet. Während wir uns nur langsam ändern, verändert sich unser Umfeld rasant. In der amerikanischen Kultur wächst man mit dem Experimentieren auf. In der Forschung sollte mehr experimentiert werden. Das machen die Amerikaner permanent. Die Entwicklung der Grundlagen, sowohl für die analoge als auch für die digitalen Technologie, geschah im deutschsprachigen Raum, aber es sind die Amerikaner, die das grosse Business damit machen, weil sie experimentieren und verschiedene Modelle entwickeln. Wir sind vorsichtiger, weil wir befürchten, dass sich eine Investition als Flop erweisen könnte. Dazu noch ein anderes Beispiel: Ich arbeite mit einem Konzern zusammen. Ich hatte eine neue innovative Idee entwickelt, deren Verwirklichung vielleicht 50 000 Franken gekostet hätte. Aber die Konzernleitung entschied, sie wolle diesem verrückten Kerl keine 50 000 Franken geben. Sie gaben stattdessen bei PWC eine Studie in Auftrag, ob sich eine Investition lohnen würde. Diese Studie, die zum Resultat hatte, dass ich dieses Experiment nicht durchführen konnte, kostete 100 000 Franken, wobei anzufügen ist, dass ich das Experiment jederzeit hätte abbrechen können und dass man wenigstens einiges daraus hätte lernen können. Das fällt mir an der Schweiz auf: Wir verpassen die Gelegenheit, gewisse Lehren aus unserem Handeln zu ziehen, weil wir lieber gar nichts machen. Meine Kritik an der Schweizer Kultur oder Mentalität besteht in der Aufforderung, mehr Mut zum Experiment zu beweisen und zuzulassen, dass ab und zu auch etwas schief gehen kann.

Alec von Graffenried: Das liegt tatsächlich in unserer Kultur. Aber man kann Veränderungen nicht herbeizwingen, indem man eine andere Kultur, andere Menschen oder ein anderes Volk wünscht.

Edy Portmann: Das habe ich nicht gesagt. Ich habe gesagt, dass wir auf Probleme stossen, wenn wir uns nicht anpassen. Denn die um uns herum, bspw. die Chinesen, denen es bislang

nicht so gut ging, die für sich auch etwas vom Wohlstand der industrialisierten Staaten wünschen, haben einen grossen Ansporn, Veränderungen herbeizuführen. Wir bekommen Probleme, wenn wir zu phlegmatisch sind. Es geht mir nicht darum, die Schweizer zu verändern.

Alec von Graffenried: Die Schweiz ist sehr regelbasiert, was auch ein Vorteil sein kann. Alles auf den Kopf zu stellen, damit es schneller vorwärtsght, ist nicht angebracht. Ich verstehe Ihre Unruhe, aber wir müssen mit den in unserer Kultur vorhandenen Bausteinen arbeiten.

Edy Portmann: Auf Aussagen dieser Art reagiere ich normalerweise mit dem Einwand, dass ich jederzeit im Ausland arbeiten gehen kann, wenn es der Schweiz nicht mehr so gut geht. Negativentwicklungen müssen wir unbedingt abwenden. Wenn wir es unterlassen und uns damit entschuldigen, dass unsere Kultur nun halt mal so ist, wie sie ist, sehe ich grosse Probleme auf uns zukommen. Momentan ist die Schweiz top. Aber wenn sich in den nächsten fünf Jahren nichts an unserer Kultur und an unserer Mentalität ändert, werde ich mit meiner Familie lieber in Singapur oder im Silicon Valley leben.

Alec von Graffenried: Es braucht eine Weiterentwicklung, aber Sie können die Dinge nicht einfach auf den Kopf stellen wollen.

Lisa Stalder: Ich wage auch eine ketzerische Aussage: Ich bin in Bern geboren und aufgewachsen und möchte gerne hierbleiben, deshalb interessiert mich, was Bern unternimmt, damit ich digital vernetzt bleiben kann. Herr von Graffenried, Sie haben gesagt, die Arbeiten seien am Laufen und es gebe Konzepte; darüber möchten wir gerne mehr wissen.

Alec von Graffenried: Unser Konzept heisst «Raus aus dem Silo». Nein, im Ernst, bislang hatten wir eine E-Government-Strategie, weil Digitalisierung für uns schergewichtig E-Government bedeutete. Diese Strategie wurde vor ca. zehn Jahren eingeführt, gekoppelt mit einer E-Government-Fachstelle, die den Informatikdiensten Aufträge erteilte. Heute stellen wir fest, dass es bei der Digitalisierung nicht nur darum geht, Prozesse zu digitalisieren, sondern dass die Digitalisierung weiterreicht und wir einen breiten Ansatz wählen müssen. Die heutige Struktur ist in der ganzen Stadtverwaltung verankert. Sie soll die Digitalisierung in der ganzen Verwaltung umsetzen und entsprechende Aufträge an die Informatikdienste weiterleiten. Um dieses Projekt aufzustrarten, haben wir, gemeinsam mit einigen Firmen, eine Reise nach Köniz zu «INNOArchitects» unternommen. Wir haben den Ansatz gewählt, unsere Angestellten zu befragen, weil sie sich in ihren Tätigkeitsfeldern extrem gut auskennen und eine Unmenge an Ideen einbringen können. Wir haben sehr innovative Mitarbeitende in vielen Bereichen. Dieses Projekt wird gemeinsam mit ewb durchgeführt, weil es für die Energieversorgung zuständig ist, und gemeinsam mit den Transportunternehmen BLS und SBB, weil die Bereiche Verkehr und Transport sehr wichtig sind, sowie mit der CSL Behring, die für sich eine Digitalstrategie erarbeiten will. Momentan sind 30 Leute in diesen relativ aufwändigen und tiefschürfenden Prozess involviert. Sie haben sich auf eine «Ideation Journey» begeben. «INNOArchitects» begleitet uns auf dieser Reise, sie zeigen uns auf, in welchen Bereichen die Digitalstrategie aufgesetzt und gestartet werden soll, die eines Tages das ganze Stadtgebiet und das gesamte städtische Leben umspannen wird. Wir sind zur Einsicht gelangt, dass wir mit dem Ansatz der E-Government-Strategie, in den nur einzelne Prozesse einbezogen sind, nicht weiterkommen. Wir wollten das Anmeldeverfahren bei Umzug ändern, was gelungen ist. Wer innerhalb der Stadt Bern umzieht, kann die Ummeldung digital vollziehen. Wir wollten auch den Stadtanzeiger digitalisieren, was aber nicht möglich war, da die gesetzliche Grundlage fehlt. Am 20. Dezember 2018 finden die Pitches statt, an denen alle Ideen, im Beisein einer Jury, präsentiert werden. Die besten Ideen werden sodann ab 2019 umgesetzt.

Lisa Stalder: Es handelt sich um einen Prozess, der auf politischer bzw. auf Verwaltungsebene gestartet worden ist. Herr Riedl, finden Sie diese Herangehensweise sinnvoll?

Reinhard Riedl: Vorab eine Bemerkung zum Umzug: Dieses Projekt ist 16 Jahre alt, es wurde nicht nur in der Stadt Bern umgesetzt. Ich bin dieser Idee vor 16 Jahren zum ersten Mal begegnet, als ich noch an der Universität Zürich arbeitete. Damals hiess es, man wolle schnell vorwärts machen und brauche niemanden, der lediglich darüber nachdenke, wie das gehen soll. Dieses Projekt wurde mittlerweile – in verschiedenen Anläufen – mancherorts umgesetzt; in 20 Jahren wird es in der ganzen Schweiz ausgerollt sein. Nun zu Ihrer Frage: Die Kreativität kann tatsächlich aus der Verwaltung kommen. Die Verwaltung hat sehr viel Wissen über die Probleme, die sich im Alltag der Arbeit stellen. Sie weiss, wo Silos zu Problemen werden. Das Wissensreservoir innerhalb der Verwaltung ist sehr gross. Ich hoffe, dass ein Teil der radikalen Ansätze, die in der Welt existieren, umgesetzt werden. Es gibt viele Möglichkeiten, bestehende Barrieren zu überwinden, wobei durchaus berücksichtigt werden kann, wie die verschiedenen Akteure agieren, respektive, ihr Gärtchen schützen. Ein konkretes Beispiel sind Applikationsintegrationen innerhalb der Verwaltung, mithilfe derer man verschiedenen Stellen die Möglichkeit gibt, ihre Aufgabe mit den Applikationen anderer Abteilungen zu erledigen. Man kann die Verwaltung auch nutzen, um an Informationen zu gelangen, indem man die Leute fragt, was sie in der alltäglichen Arbeit frustriert, und wo sie Möglichkeiten der Effizienzsteigerung erkennen. Diese Idee wird vorerst nur eine Digitalisierung der Verwaltung bringen. Für die Digitalisierung der Stadt müssen natürlich weitere Akteure ins Boot geholt werden.

Stefan Grötzinger: Zur Digitalisierung der Umzugs-App: Es gibt einen privaten Anbieter, der den gesamten mit einem Umzug verbundenen Prozess, vom Einpacken und Zügeln über das Putzen und Einrichten der neuen Wohnung bis zum Ab- und Anmelden, für seine Kunden abwickelt. In dieser Sache würde sich eine Kooperation mit diesem privaten Anbieter empfehlen. Der Markt spielt und reagiert auf bestehende Bedürfnisse. In manchen Bereichen lohnt es sich, Public Private Partnerships einzugehen. In Bezug auf die Smart City Wil erkennen wir, wie schwierig es ist, die Stadtangestellten auf die Smart-City-Reise zu schicken. Das Ganze erscheint etwas kopflastig und es ist schwierig, den Leuten den Nutzen, den sie daraus ziehen, zu erklären. Viele reagieren abwehrend, weil sie befürchten, dass noch mehr Arbeit auf sie zukommt, obschon sie schon ausgelastet sind. Die Mitarbeitenden der Stadtverwaltung erscheinen in diesem Prozess als schwierige Zielgruppe. Die Projekte werden von Expertengremien abgenommen, der spannende Teil ist jedoch, wie sie im Markt funktionieren.

Reinhard Riedl: Wir führten seinerzeit in der Stadt Zürich Interviews mit 15 bis 20 Amtsdirektoren zum Thema «Open Government Data» durch, in denen sie ihre Perspektive schildern konnten. Das Resultat zeigte, dass praktisch niemand Bedenken hatte, alle erkannten darin für ihr Amt einen Nutzen, weil sie fanden, dass sie auf diese Weise endlich an die Daten anderer Ämter herankämen, zu denen sie sonst keinen Zugang hatten. Die Verwaltung fand dies eine gute Sache, auch für den Fall, dass sich herausstellen sollte, dass die Performance in gewissen Bereichen nicht gut wäre: Wenn bspw. im Bereich Schutz und Rettung die Rettungskräfte immer zu spät kämen, wäre eine solche Anwendung von Vorteil, weil die Politik das Problem erkennen würde und Massnahmen zur Behebung einleiten könnte. Ich nahm in der Stadt Zürich wahr, dass das Sample der Amtsdirektoren Open Government Data als Chance sah, um ihre Arbeit besser zu machen. Sie sagten auch, dass sie, dank der von der Bevölkerung kreierten Apps, neue Ideen gewinnen können, die ihnen dabei helfen, ihre Aufgaben besser zu erledigen.

Edy Portmann: In dieser Runde bin ich derjenige, der am meisten an den Government-Stellen zweifelt, was mich zum Buhmann macht. Ich bin vor ungefähr acht Jahren nach Kalifornien gezogen. Als ich mein Mobiltelefon in Betrieb nahm, schaltete sich automatisch ein Chatboard auf und man erkundigte sich nach meinen Bedürfnissen bezüglich Abfallentsorgung, Wasser- und Gasanschlüssen etc. Davon sind wir in der Schweiz noch weit entfernt. Vor zehn Jahren lebte ich in Singapur. Was Andreas Meyer heute als Zukunftsperspektive für die SBB verkauft, erlebte ich in Singapur schon vor zehn Jahren: Der Verkehr ist integriert. Egal ob Taxis, Strassenbahnen oder Mass Rapid Transit (MRT), also das Metro-Netz, alle Verkehrsmittel können mit der gleichen Karte benutzt werden, die man via Mobile bezahlen kann. Man kann in irgendein Taxi einsteigen und bekommt einen guten Preis, da diese Transportmittel auch ins Pricing eingebunden sind. Ich kenne das «Ideation Journey»-Konzept, ein paar meiner Doktoranden sind daran beteiligt. In der Schweiz besteht ein Manko an Talenten, die «Machine Learning» beherrschen und in der Lage sind, die nötigen Tools zu entwickeln. Ich kenne «INNOArchitects», weil sie schon des Öftern mit dem Anliegen an uns gelangt sind, bestimmte Tools zu bauen, aber leider stehen uns nicht genügend Doktoranden oder Studenten zur Verfügung, denn die wandern ab, weil sie im Silicon Valley das Dreifache verdienen können. Viele Absolventen der ETH oder der Ecole polytechnique fédérale de Lausanne (EPFL) gründen Start-Ups und gehen fünf Jahre später nach Amerika, weil ihnen in den USA ein viel grösserer Markt offensteht, in dem sie einen viel grösseren Impact haben, und wo es Business-Angels gibt, die bereit sind, ihnen mehrere hundert Millionen Dollar zur Verfügung zu stellen. Das gibt es bei uns nicht und ich kann verstehen, dass die Verwaltung eine gewisse Frustration erlebt. Ich spreche von Disruption und von neuen Technologien, die entwickelt werden. Die Post muss keine Konkurrenz von anderen Poststellen befürchten, sondern von anderen Playern wie Amazon, die ursprünglich nichts mit dem Zustellmarkt zu tun hatten, aber in der Lage sind, alles sehr rasch zu verändern. Ich komme zurück auf das Internet der Dinge: Was machen wir, wenn sich die Bürger zusammenschliessen und selbst Dinge bauen? Man bekommt immer schnellere Rechner und immer bessere Sensoren. Wenn ich mich mit ein paar meiner Freak-Kollegen zusammenschliesse und wir gemeinsam ein paar Dinge installieren, brauchen wir die Stadt am Ende gar nicht mehr, weil wir uns selbst organisieren können. Schauen Sie sich mal Anwendungen wie «Alexa» oder «Siri» an: Ich habe im Silicon Valley gelebt und gehe ab und zu noch dorthin. In den Bay-Area-Rapid-Transport-Bahnen sind die Leute permanent am Quasseln mit ihrer «Siri» oder «Alexa, die die angeforderten Tasks für sie erledigen. Wir sind in der Schweiz noch nicht so weit, nicht zuletzt, weil diese Applikationen noch kein Schweizerdeutsch verstehen, aber es gibt sehr gute Unternehmen, die «Machine Learning» einzusetzen wissen. Bald werden wir von derartigen Businessmodellen überschwemmt werden. Bei der Kommunikation mit grossen Konzernen in der Schweiz merke ich, dass sie die amerikanischen Produkte als Gateways einsetzen wollen. Facebook wird abgelöst durch Tools wie «Alexa» oder «Siri», die dieses Jahr im Weihnachtsgeschäft sicher der Renner sein werden. Smart Governments tun gut daran, sich mit solchen Tools zu vernetzen, denn auf diesem Weg erreicht man die Leute zu Hause, damit sie sich mitten in der Nacht nach gewissen Dienstleistungen erkundigen können und nicht erst am nächsten Tag, wenn die betreffende Amtsstelle zwischen 9 und 11 Uhr kurz geöffnet ist. Die amerikanischen Behörden sind aktiv auf mich zugekommen, um sich nach meinen Wünschen und Bedürfnissen zu erkundigen.

Lisa Stalder: Kommen wir zurück auf die Region Bern: Ist das bspw. für die Kehrriemabfuhr ein Thema? Wie kann die Region Bern vernetzt werden? Soll die Stadt Bern dabei eine Führungsrolle übernehmen, indem sie bestimmte Dienste anbietet, denen die umliegenden Gemeinden nach und nach beitreten, oder sollte man von Anfang an grossräumig denken?

Reinhard Riedl: Wenn man das Themen Daten-Infrastruktur angeht, ist es die natürliche Rolle der grossen Stadt im Zentrum einer Agglomeration, bei deren Aufbau voranzugehen. Eine kleine Gemeinde tut sich wesentlich schwerer damit, diese Infrastruktur selbst aufzubauen. Es liegt durchaus im Interesse der Stadt, Daten aus dem Umland – in gleicher Qualität wie in der Stadt selbst – zur Verfügung zu haben. Es ist die Aufgabe der Stadt, die Infrastruktur aufzubauen. Anschliessend muss man mit den Gemeinden im Umland aushandeln, wie die Mandantennutzungen aussehen. Aber beim Thema Daten kann man nicht darauf warten, bis jede Gemeinde – vielleicht in 10 bis 15 Jahren – auch so weit sein wird. Da muss die Stadt die Verantwortung übernehmen.

Lisa Stalder: Bevor wir zum Ende kommen, möchte ich noch eine Frage in die Runde werfen: Wenn ich Edy Portmann zuhöre, bekomme ich es fast ein wenig mit der Angst zu tun. Wie ergeht es Ihnen?

Alec von Graffenried: Wirft man einen Blick zurück, erkennt man, dass frühere Entwicklungen, mit denen wir heute leben, auch Ängste auslösten. Aber heute geht es uns besser als je zuvor.

Edy Portmann: Ja, und zwar dank der Technologien, die ich mit meinem Team entwickle. Es war keinesfalls meine Absicht, jemandem Angst einzujagen.

Alec von Graffenried: Aber Sie sagen, Amerika kann alles besser und wenn wir einschlafen, werden wir eines Tages überrollt. Mich machen die heutigen Entwicklungen neugierig. Ich bin gespannt, wie es weitergeht. Diesen Enthusiasmus und diese Freude müssen wir nach aussen ausstrahlen. Den Leuten Angst zu machen, ist in der Politik ein Verbrechen, man muss vielmehr die Neugierde der Leute ansprechen und in ihnen die Lust auf künftige Entwicklungen wecken. Betrachtet man den heutigen Stand, lässt sich folgendes feststellen: Wenn die Entwicklung weiterläuft wie bisher, wird sie uns sicherlich voranbringen, so dass wir in 10 bis 20 Jahren mit positiven Gefühlen zurückblicken können.

Edy Portmann: Ich wollte Ihnen wirklich nicht Angst machen. Wir haben beispielsweise nicht über die Zukunft neuer Arbeitsmodelle oder über die neue Form des Kapitalismus, die installiert werden muss, welche ein «Universal Basic Income» vorsieht, gesprochen. Ich glaube fest daran, dass diese eines Tages zur Realität werden. Wir können uns darauf zurückziehen, dass es uns in unserer schönen Stadt gut geht und dass uns das nicht betrifft. Oder wir können den Kopf aus dem Sand ziehen, die anstehenden Herausforderungen angehen und unsere eigenen Modelle entwickeln. Das ist die Message, die ich vermitteln will.

Stefan Grötzinger: Wir wollen die Zukunft gestalten und nicht von den zukünftigen Entwicklungen gestaltet werden, darum müssen wir uns mit den Fragen der Zeit befassen.

Lisa Stalder: Es bleibt noch ein wenig Zeit, die Diskussion zu öffnen und auf ein paar Fragen aus dem Publikum einzugehen.

Fragen aus dem Publikum

Fragesteller 1: Mir machen nicht die geschilderten Entwicklungen Angst, sondern die saloppe Art, wie über die Beschleunigung oder über die Missbräuche der heutigen direkten Demokratie, z.B. in den Altersheimen geredet wird. Mich beängstigt die saloppe Art und Weise, wie über die Kehrseiten beziehungsweise die problematischen Aspekte der aktuellen Entwicklungen gesprochen wird. Im Zusammenhang mit der Vernetzung der Daten beängstigen mich die als positiv

dargestellten Entwicklungen in China. Wir versuchen in der Schweiz, den Datenschutz hochzuhalten, aber bislang wurde über den Daten- bzw. Persönlichkeitsschutz kein Wort verloren, auch das macht mir ein bisschen Angst.

Reinhard Riedl: Auf die Risiken werden wir heute Nachmittag im Workshop eingehen.

Edy Portmann: Das Beispiel mit den Abstimmungszetteln in den Altersheimen wurde vom Stadtpräsidenten eingebracht. Ich habe gesagt, dass sich sehr vieles sehr schnell verändern wird. Ich will Ihnen – wie gesagt – keine Angst machen; mir geht es darum, das Bewusstsein zu schärfen. Ich will die Leute abholen und ihnen vermitteln, dass etwas geschieht. Aber wir müssen keine Angst haben. Es geht uns gut und noch können wir mit den Entwicklungen umgehen. Ich habe auch gesagt, dass mir die Haltung, dass man sich zu sehr im Gefühl ausruht, nichts unternehmen zu müssen, Angst macht, denn viele Länder arbeiten heftig daran, aufzuholen. Europa hat die Tendenz, sich zu sehr selbst auf die Schulter zu klopfen und sich durch die «General Data Protection Regulation» (GDPR) abgesichert zu fühlen.

Fragesteller 2: Wann wird bei uns digitalisiert? Die Datenschützer sprechen sich gegen den Austausch von Daten aus. Die Kommission für Wirtschaft und Abgaben des Ständerates (WAK) spricht sich gegen die 5G-Antennen aus. Die Message der Ämter lautet: Es werden keine Daten ausgetauscht; also wird auch das Gesamtbild einer Person nicht sichtbar. Hier im Raum sind grossmehrheitlich Politiker. Wann sind wir Politiker bereit, einen ersten Schritt zu tun? Oder werden wir eines Tages einfach von den Fakten überrollt, die internationale Grosskonzerne wie Amazon, Facebook oder Google schaffen? Man liest ja heute schon, dass Bankgeschäfte auf Amazon stattfinden und dass es in drei bis fünf Jahren gar keine Banken mehr braucht. Aber das nehmen wir anscheinend gar nicht wahr. Wann sind wir bereit, uns den neuen Entwicklungen zu öffnen? – Diese Öffnung ist wohl der grösste Prozess, den wir in naher Zukunft durchlaufen müssen.

Reinhard Riedl: Ja, das glaube ich auch. Nehmen wir das Beispiel Datenschutz: Wir wissen, dass der Datenschutz in der Schweizer Verwaltung funktioniert, ganz anders als in der restlichen Welt. Sie können über mich beliebig viele Informationen finden oder auch kaufen. Das heisst, meine Identität ist sehr vielen Akteuren bekannt und es braucht nur eine milde kriminelle Energie, um alles über mich herauszufinden. Das muss die Politik akzeptieren und sie muss sich fragen, was es für sie bedeutet. In der Praxis heisst das, dass man sich vom Schutz der Privatsphäre wegbewegt, hin zu Regeln, die bestimmen, wann Daten über Privatpersonen genutzt werden dürfen und wann nicht; selbst dann, wenn diese Regeln nur in der Schweiz und in Europa gelten. Mit diesem Beispiel will ich verdeutlichen, dass es in der Politik darum geht, sich der Realität zu stellen. Man muss im politischen Diskurs, gemeinsam mit Experten, Lösungen erarbeiten, die unsere Werte verteidigen, aber zugleich mit dem, was in der Welt geschieht, kompatibel sind. Es ist an der Zeit, dass wir diesen Diskurs aufnehmen.

Fragesteller 3: Ich hatte die Gelegenheit, im Rahmen eines universitären Weiterbildungskurses eine Reise nach Singapur zu unternehmen. Ich war beeindruckt, wie sehr dort die Entwicklung schon fortgeschritten ist – wenn auch mit gewissen Kollateralschäden, denn die Menschenrechte werden in Singapur nicht sehr grossgeschrieben. Im Vergleich dazu erscheint die Schweiz als langsam: Ich bin Gemeinderat in Belp. Uns lag ein Baugesuch vor, bei dem es darum ging, einen bestehenden Mast im Bereich des Flughafens zu kürzen. Ein solches Unterfangen setzt ein Umweltverträglichkeitsgutachten voraus, das 12 000 Franken kostet, also fast mehr als die Arbeiten zur Kürzung des Mastes. Herr von Graffenried hat das Beispiel des Stadtanzeigers erwähnt. Oder es gibt das Beispiel meines Nachbarn, der 48 Unterschriften sammeln

musste, um eine Balkonverglasung installieren zu dürfen. Und noch ein weiteres Beispiel: Ich hatte letzte Woche im «Bernapark Belp» Besuch von einem Blockchain-Guru. Er beklagte sich, dass Uber nicht funktioniert; dies liegt am Berner Taxireglement. Wir müssen aufpassen, damit wir, wegen unserer Verzögerungstaktik, nicht abgehängt werden. Mir gefällt der Ansatz der Stadt Wil, die versucht, die Leute mit ins Boot zu holen, damit sie digital affiner werden. Welche Rezepte gibt es sonst noch?

Edy Portmann: Mit mir reden vor allem ganz rechts- oder linksorientierte Leute nicht: Die einen wollen «America great again» machen, die anderen halten mich für böse, weil ich den Menschen Angst mache und ihnen die Jobs wegnehme – was aber nicht meine Absicht ist. Ich denke, es gibt verträgliche Lösungen: Die eine besteht im Modell der Soziokratie, angewendet auf die Städte. Das sind Formen, in denen sich die Menschen selbstständig, in Bottom-up-Initiativen, Quartiervereinen etc. organisieren und vernetzen. Die andere Lösung sind «Employee Stock Ownership Plans» (ESOP), also Bürgerbeteiligungen, bei denen die Leute Beteiligungen erhalten, anstatt einer Lohnarbeit nachzugehen. Wenn ich als Chef eines Taxiunternehmens von selbstfahrenden Autos schwärme, werden meine Angestellten abwehrend reagieren. Sind sie aber am Unternehmen beteiligt, werden sie diese Idee gut finden, weil sie am Service, den wir anbieten, beteiligt sind, daran mitverdienen können und darüber hinaus im Fonds der Autos Cocktails mixen und so ein neues Businessmodell entwickeln können. Das tönt plakativ, aber es geht darum, Modelle zu schaffen, die es erlauben, mit den neuen Entwicklungen umzugehen. Leider hatten wir heute keine Gelegenheit, über zukunftstaugliche Modelle zu sprechen.

Fragesteller 4: Zum Thema Sicherheit und E-Voting: Wenn ein Verkehrsversuch schiefgeht, kann man den Fehler innert Monaten leicht korrigieren. Wenn jedoch bei einer Wahl des Stadt- und Gemeinderats eine falsche Zusammensetzung zustande kommt, aber dieser Fehler erst zwei Jahre später bemerkt wird, nehmen die Institutionen der direkten Demokratie enormen Schaden. Deswegen rate ich zur Vorsicht, denn es geht um einen sehr heiklen Bereich. In diesem Sinne möchte ich gewisse Aussagen ein bisschen relativieren.

Reinhard Riedl: In der Bundeskanzlei hat es einen Paradigmenwechsel gegeben. Zu Beginn war man von E-Voting begeistert, aber wie wir wissen, waren die ersten Lösungen, die in Genf praktiziert wurden, nicht mit unseren Sicherheitsansprüchen kompatibel. Wir haben jetzt aber ein mathematisch formuliertes Prinzip entwickelt, das auf die technische Ebene transferiert werden muss, anhand dessen E-Voting nun ausgerollt werden kann. Ich finde dieses Modell vorbildhaft und es passt auch sehr gut zur Schweiz, denn wir leben in einem Land der Ingenieure. Eine mathematische Definition zur Art der Qualität und Sicherheit, die geboten werden muss, passt gut. Nun muss man an der Umsetzung dieser Lösung arbeiten. Man sollte das E-Voting nicht voreilig ausfahren, nur damit das Ganze ein bisschen billiger wird. Wenn wir demonstrieren können, dass wir in der Lage sind, ein System von höchster Qualität zu realisieren, können wir der Welt einmal mehr beweisen, dass die Schweiz sowohl auf der technologischen Ebene als auch in Sachen Demokratie vorneweg ist.

Lisa Stalder: Ich danke Ihnen vielmals für diese spannende Diskussion, aus der wir einige Erkenntnisse mitnehmen können. Ich wünsche Ihnen noch mehr interessante Gespräche und Erkenntnisse bei den Workshops am Nachmittag.